



Will Bewegung in die Kunst bringen: Cynthia Odier in ihrem Flux Laboratory. (Zürich, 3. März 2016)

Für manche Banker dürfte sie ein Albtraum sein: Als Cynthia Odier angefragt wurde, ob sie sich an den 100-Jahr-Feierlichkeiten zu Dada beteiligen wolle, dachte sie an Sophie Taeuber-Arp. Die Schweizer Dadaistin ist als einzige Künstlerin noch für kurze Zeit auf einer Banknote zu sehen. Wenn der 50-Franken-Schein demnächst ausgewechselt wird, ist die weibliche Hälfte der Bevölkerung auf der Bildergalerie im Portemonnaie nicht mehr vertreten. «Dass der Dada-Geburtstag und die Erneuerung der Zahlungsmittel zusammenfallen, ist Zufall», sagt Cynthia Odier, «ich konnte dadurch aber eine Frage stellen, die mich schon länger beschäftigt: Wie kann man Wert einen Preis geben?»

Sie wollte die Fünzigernote von der Schweizerischen Nationalbank durch einen Aufdruck offiziell entwerten und mit einer Stanzmaschine durchlöchern lassen. Das würde ihre Kaufkraft im Supermarkt zerstören, ihr aber einen neuen Wert als ein Objekt geben, das zeigt, dass der Preis des Marktes und der kulturelle Wert nicht zusammenfallen müssen. Dem obersten Nationalbanker war das zuerst nicht ganz geheuer. «Ich fragte Thomas Jordan beim WEF in Davos, doch er sagte mir, er habe wichtigere Probleme zu lösen.» Cynthia Odier blieb hartnäckig, verschickte E-Mails und erhielt am Ende 50 entwertete Fünzigernoten, jede mit einem Zertifikat, das den Vorgang bestätigt. Lediglich bei der Entwertung durfte sie nicht mit dabei sein. «Ein hoch geheimer Vorgang», sagt sie mit einem Lächeln. Den ersten entwerteten Schein übergab sie dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich. Dort liegt er jetzt in der Dada-Ausstellung in einer Vitrine mit Exponaten von Sophie Taeuber.

Cynthia Odier sitzt an einem langen Tisch in einem Raum, der für ein Büro viel zu gross ist. Auf dem Fenster hinter ihr steht in blauen Buchstaben «Flux Laboratory». Die Organisation versteht sich als Plattform für performative Künste. Den Anstoss dafür gab eine Erfahrung im Musée d'art et d'histoire in Genf. Der damalige Direktor César Menz zeigte im Jahr 2000 aus den Beständen des Sammler-Ehepaars Barbier-Müller einen Dialog zwischen der Kunst der Moderne und den sogenannten *arts primitifs*. Auch an die Ausstattung, die Fernand Léger 1923 für die Uraufführung von Darius Milhauds Ballett «La Création du monde» entworfen hatte, sollte erinnert werden. Cynthia Odier war Balletttänzerin und sagte dem Direktor, dass der Tanz in seinem Konzept fehle. Daraufhin half sie mit, Légers Ballett im Museum aufzuführen. Die organisatorischen Probleme, die sich dabei ergaben, liessen sie 2002 die Fluxum Foundation und ein Jahr später ein Labor gründen. «Ich wollte eine Plattform anbieten, auf der die Künste sich begegnen können.» Der Körper, Live-Auftritte und Performances sollten im Zentrum stehen. «Sie haben in der Gesellschaft immer noch keine wirkliche Lobby, auch wenn sie ein Wirtschaftszweig sind. Kunstobjekte haben einen Ort und einen Markt, mit den performativen Künsten ist es anders. Sie sind ephemere und vermitteln Erfahrungen, die kann man nicht handeln», sagt sie.

Der Name «Flux» soll diese Beweglichkeit ansprechen. Er verweist weniger auf

Fortsetzung Seite 66

Dada und die Bankiersgattin

Cynthia Odier betreibt in Genf und Zürich Plattformen für performative Künste. Ihr Flux Laboratory will mit Geschichten begeistern. **Von Gerhard Mack**

Bibliomanie

Julian Barnes über das Sammeln **66**

Kunst in New York

Das Met Breuer setzt auf Gegenwart **68**

Whistleblower

Ein packender Film zu Rudolf Elmer **69**

Zugabe

Hommage an einen Musikkenner **71**



Cynthia Odier hat Lust am Spiel und erzählt gerne Geschichten.

Dada und...

Fortsetzung von Seite 65

die Fluxus-Bewegung, die in den frühen 1960er Jahren gegen die Erstarrung der Nachkriegskunst vorging, sondern auf den griechischen Philosophen Heraklit und seine Überzeugung, dass «alles fliesst», dass Leben Bewegung ist. Cynthia Odier hat das selbst erfahren. Sie wurde in Ägypten als Tochter einer griechischen Mutter geboren und kam mit zwölf Jahren in die Schweiz, als Nasser Präsident in Ägypten wurde, alles Eigentum beschlagnahmte und eine Fluchtwellen unter den Europäern im Land auslöste. «Mein Vater fand in der Schweiz Arbeit und wollte für uns Kinder Freiheit und eine gute Erziehung», sagt Cynthia Odier. Die Familie zog nach Genf, die Tochter erlebte Vorbehalte gegenüber Immigranten. «Heute ist die Situation um vieles härter, aber ich kann die Menschen sehr gut verstehen», sagt sie, und: «Der Tanz war meine Rettung.» Sie kam früh ans Konservatorium, tanzte dann an der Oper in Genf, gründete eine Familie, lebte in den USA, engagierte sich in Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit und kehrte in die Schweiz zurück.

Aus ihrer Erfahrung als Tänzerin wollte sie in die Gesellschaft hineinwirken. Patrick Odier, den sie inzwischen geheiratet hatte, ermutigte sie und brachte die nötigen Mittel mit. «Ich will mit den performativen Künsten verschiedene Kreise ansprechen», sagt sie. Dafür wurden in den letzten vierzehn Jahren viele Projekte entwickelt. Eines davon richtete sich an Jugendliche, die weder zur Schule gingen noch einen Job hatten. In sechswöchigen Kursen wurden sie mit Slam Poetry, Graffiti, Tanz und DJ-Musik bekannt gemacht, lernten Handwerker kennen und führten am Ende eine eigene Show auf. «Die zwölf Jugendlichen hatten neues Selbstbe-

wusstsein gefunden, gingen entweder an die Schule zurück oder fanden eine Stelle», sagt die Mäzenin. Derzeit wird diese Arbeit im grossen Massstab auf ein Flüchtlingscamp im Sudan erweitert, in dem 40 000 Menschen aus 50 Ethnien leben. In Zusammenarbeit mit der Universität Genf hat das Flux Laboratory ein Unterrichtsprogramm erarbeitet.

Solche Internationalität passt zum Konzept der Bewegung. Sie wurde kürzlich auch in einen transportierbaren Ort umgesetzt. Junge Designer haben eine mobile Box entworfen, die im Innern die Entstehung von Flux erzählt. «Ich sammle Geschichten», sagt Cynthia Odier und empfiehlt allen, ihre eigenen Geschichten «aus dem Archiv zu holen und den Menschen zugänglich zu machen». Dabei denkt sie besonders an grosse Firmen, die ihre Stiftung teilweise betreut und die diese finanziell unterstützen.

Dass das Flux Laboratory 2013 in Zürich eine Filiale erhalten hat, ist einerseits Ausdruck des Erfolgs. Viele junge Künstlerinnen und Künstler suchen nach Möglichkeiten, ohne Verwertungsdruck Projekte zu entwickeln, und finden hier Räume. Es hat aber auch einen persönlichen Grund: Ihr Mann hat beruflich oft in Zürich zu tun. Als er das Mandat als Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung verlängerte, wollte sie auch an die Limmat. «Ich hatte keine Lust, in Genf zu sitzen und mich zu bedauern, und sagte ihm: Ich werde eine Filiale in Zürich eröffnen. Er fand das sehr gut.» Patrick Odier ist Präsident der Fluxum Stiftung. «Er unterstützt uns bei der Auswahl und Umsetzung der Projekte», sagt die Bankiersgattin.

Da passt es, dass nebenan die Genfer Privatbank Lombard Odier in den Räumen, die früher einmal die Galerie Bruno Bischoffberger bespielte, residiert. Das Zürcher Opernhaus liegt gleich gegenüber. Cynthia Odier weiss um die Lage: «Sie ist eher vornehm und unterscheidet sich vom Schiffbau, wo wir zuvor waren. Aber als das Gebäude abgebrochen wurde, mussten wir uns nach etwas anderem umschauen, und die Bank machte uns auf die neuen Räume aufmerksam.»

«Wollen Sie auch etwas Süsses?», fragt Cynthia Odier und geht zu einem Schoggi-Kuchen mit giftgrüner Glasur. Der Tag war lang, und in dem Raum, der mit grossen Fenstern auf den Utoquai schaut, bereiten die Mitarbeiter alles für eine Performance mit Apéro vor, die für den Abend auf dem Programm steht. Die Atmosphäre ist familiär. So stellt man sich eher eine Probe vor. Projektoren werfen grosse Schatten von Figuren an die Wände. Eine Tänzerin beginnt sich dazu zu bewegen. Die Besucher geraten dazwischen. Der Apéro wird zu einer Darbietung, einem Zwischending aus Happening und sozialem Event. Reden ist erwünscht, Andachtsstimmung soll keine aufkommen. Cynthia Odier liebt Dada, weil es respektlos alles geschehen lässt, was gerade ist. Von aussen wird der Raum des Flux Laboratory zu einem grossen Aquarium, in dem Unbekanntes geschieht. Da können wohl selbst Banker für eine Weile ihre Sorgen um Euro-Schwäche und Minuszinsen vergessen.

Es gibt keine Seligkeit ohne Bücher

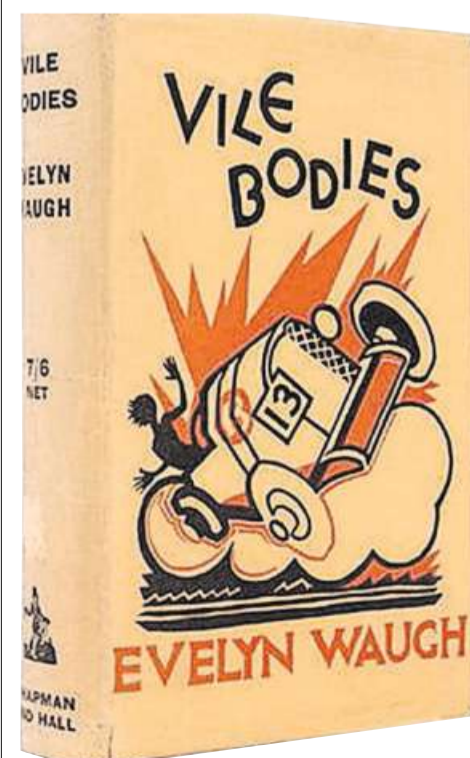
Vieles scheint gegen private Bibliotheken zu sprechen. Sie kosten viel Geld, sie brauchen viel Platz, und dabei bleiben sie stets bruchstückhaft. Doch sie sind unentbehrlich, wie der Brite Julian Barnes in einem brillanten Essay schreibt. **Von Manfred Papst**

Der grosse britische Schriftsteller Julian Barnes hat, wie er in seinem Essayband «Am Fenster» festhält, sein Leben lang in Büchern gelebt, für Bücher, mit Büchern - und in späteren Jahren sogar von Büchern. Sie haben es ihm ermöglicht, sich andere Welten als seine eigene vorzustellen und in die Haut anderer Menschen zu schlüpfen. Als Flucht hat er diese Bewegung nie empfunden, wohl aber als Aufbruch ins Freie. Der 1946 geborene Autor zählt es zu den Glücksfällen seiner frühen Jahre, dass es in seiner Kindheit noch kein Fernsehen gab. Seine Eltern waren beide Lehrer, die Familie ging zwar nicht in die Kirche, wohl aber in die Bibliothek. Büchern wurde Respekt gezollt. Und die Eltern besaßen auch selber Werke, zum Beispiel die gepflegten illustrierten Klassiker-Ausgaben der Folio Society. Bei den Grosseltern standen eine Dickens-Ausgabe sowie «Nelson's Encyclopedia» in 25 zierlichen roten Bänden, und der kleine Julian sah voller Ehrfurcht die in Leder gebundenen Bände an, die sein Vater zwischen 1921 und 1925 an der Ilkeston County School gewonnen hatte - Werke von Dante über Goldsmith bis zu Charles Reade.

In der ihm eigenen nüchternen Art erinnert sich Julian Barnes daran, dass keines dieser Werke ihn damals schon als Leser zu begeistern vermochte. Die optische und haptische Faszination war zuerst da. Die Neugier des Pubertierenden führte ihn dann auf die Suche nach Werken mit «schlüpfrigem» Inhalt. Die Regale der Eltern und Grosseltern gaben da wenig her. Aber Barnes' älterer Bruder besaß eine Übersetzung des «Satyricon» von Petronius, und in diesem Roman aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert ging es nun tatsächlich wild genug zu. Der Knabe schöpfte Hoffnung, dass alle antiken Bücher so seien. Öde Tage mit Hesiod belehrten ihn eines Schlechteren.

Als neugieriger junger Leser lebte Julian Barnes noch in einer kleinen Welt. In der Londoner Vorstadt, in welcher er aufwuchs, gab es eine einzige Buchhandlung, und auch die war zur Hälfte ein Geschäft für Schreibwaren und Geschenkartikel. Das war für ihn die Literatur, das waren die Grenzen seiner Welt. Doch dann kam er an die City of London School, und geschiet, wie er war, gewann er alsbald einen Buchpreis um den anderen. Die Auswahl fand unter der stren-

gen Aufsicht von Eltern und Lehrern statt. Doch als er mit 17 Jahren den Mortimer-Preis in Englisch gewann, bat er frech um ein Exemplar des «Ulysses» von James Joyce. Der Bürgermeister war nicht amüsiert. Er überreichte ihm das als obszön geltende Werk behandschuhet und mit strenger Miene. Als Sammler hat Julian Barnes klein angefangen. Weil er wenig Geld hatte, kaufte er zunächst nur Taschenbücher. Diese band er Stück für Stück in durchsichtige Plasticfolie ein. Zuvor signierte er sie, in Kursivschrift, mit blauer Tinte, rot unterstrichen. Die Folie schnitt er so, dass sie auch den Namen überdeckte und schützte. «Ein Buch zu besitzen», schreibt er, «war aufregend und bedeutungsvoll. Denn ein bestimmtes Werk ohne Hilfe ausgewählt zu haben und mein eigen zu nennen, definierte mich.» So scheusslich die in Plastic gefassten Bücher jeden geeigneten Sammler anmuten mögen - so wichtig war der Akt für den juvenilen Leser: Denn so markierte er sein geistiges Revier. Die Magie gebrauchter Bücher hat Julian Barnes erst



Die Erstausgabe von Evelyn Waugh's Zweitling kostet heute 15 000 bis 28 000 Dollar.

ANZEIGE

Casinotheater Winterthur
THEATER EVENTS RESTAURANT

ANDREAS THIEL

Der Humor
MI 23. - SA 26. MÄRZ
20.00 Uhr

WWW.CASINOTHEATER.CH

Laubhote Eggschlager TAGBLATT MIGROS